

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 46

Artikel: Die arme Baronin [Fortsetzung]
Autor: Keller, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

er wieder: „25 Jahre, ein braves Weib, die schönsten Aus-
sichten und alles das vorbei!“ — Dann erbarmt sich der
Tod über ihn und sein übervolles Herz hört auf zu schlagen.

Als Jüngling erntete der Dichter seine poetischen
Triumphs, als Jüngling wurde er von der Erde genommen.
Ueber allem, was er uns gegeben, ruht ein Schimmer ewiger
Jugend, göttlicher Sorglosigkeit. Seiner lebenswürdigen
Kunst vermögen ihre mancherlei Mängel keinen wesentlichen
Abbruch zu tun: sind es doch die natürlichen und deshalb
verzeihlichen Schwächen des jugendlichen Alters. So ist
Wilhelm Hauff wie kein zweiter dazu geeignet, der heran-
wachsenden Jugend frühesten Führer zu den Herrlichkeiten
deutscher Poesie zu sein. H. Rilki.

Die arme Baronin.

Von Gottfried Keller. (Fortsetzung.)

Brandolf wunderte sich nur, ob der Mieter für sein
teures Geld eigentlich zum Hüter der Herrlichkeit bestellt
sei und ihm ehestens ein Reinigungswerkzeug mit Staub-
lappen und Flederwisch anvertraut werde? Denn wenn je-
mand anders die Arbeit besorgte, so mußte ja fast den
ganzen Tag dieser Jemand sich in den Zimmern aufhalten.
Es ist aber schon jetzt zu sagen, daß keines von beiden der
Fall war; alles wurde in Abwesenheit des Mietmannes
getan, wie von einem unsichtbaren Geiste, und selbst die
Glas- und Porzellansachen standen immer so unverrückt an
ihrer Stelle, wie wenn sie keine Menschenhand berührt hätte,
und doch war weder ein Staubchen noch ein trüber Hauch
daran zu erspähen.

Nunmehr begann Brandolf aufmerksam die bösen Taten
und Gewohnheiten der Wirtin zu erwarten, um den Krieg
der Menschlichkeit dagegen zu eröffnen. Allein sein altes
Mißgeschick schien auch hier wieder zu walten; der Feind
hielt sich zurück und witterte offenbar die Stärke des neuen
Gegners. Leider vermochte ihn Brandolf nicht mit dem
Tabaksrauche aus der Höhle hervorzuloden; denn er rauchte
nicht, und als er zum besonderen Zwecke ein kleines Tabaks-
pfeifchen, wie es die Maurer bei der Arbeit gebrauchen,
nebst etwas schlechtem Tabak nach Hause brachte und an-
zündete, um die Baronin zu reizen, da mußte er es nach
den ersten Zügen aus dem Fenster werfen, so übel bekam
ihm der Spaß. Teppiche und Polster zu beschmutzen ging
auch nicht an, da er das nicht gewöhnt war; so blieb ihm
vorderhand nichts übrig, als die Fenster aufzusperren und
einen Durchzug zu veranstalten. Dazu zog er eine Flanell-
jade an, setzte eine schwarze seidene Zipfelmütze auf und legte
sich so breit unter das Fenster als möglich. Es dauerte
richtig nicht lange, so trat die Freiin von Lohausen unter
die offene Tür, rief ihren Mietmann wegen des Straßen-
geräusches mit etwas erhöhter Stimme an, und als er sich
umschaute, deutete sie auf eine große Kollie, die im
Zimmer herumswirrte. Es sei in der Nachbarschaft ein
Pferdestall, bemerkte sie kurz. Sogleich nahm er selbst die
Zipfelmütze vom Kopf, jagte die Fliege aus dem Zimmer
und schloß die Fenster. Dann setzte er die Mütze wieder auf,
zog sie aber gleich abermals herunter, da die Dame noch
im Zimmer stand und ihn, wie es schien, statt mit Ent-
rüstung, eher mit einem schwachen Wohlgefallen in seinem
Aufzuge betrachtete.

Zunächst wußte Brandolf nichts weiter anzufangen; er
hüllte sich in seinen schönen Schlafrock, tat Tadel und Zipfel-
mütze wieder an ihren Ort und nahm Platz auf einem der
Diwans. Dort gewahrte er ein Klingelband von grünen
und goldenen Glasperlen und zog mit Macht daran. Wie
ein Wettermännchen erschien die Baronin auf der Schwelle,
immer in ihrem grauen Schattenhabit mit dem kapuzen-
ähnlichen Kopftuche. Brandolf wünschte seinem Schneider,
der viele Straßen weit wohnte, eine Botschaft zu senden.
Die Baronin errödete; sie mußte selbst gehen, denn sie hatte
sonst niemanden. Ob es so dringlich sei oder bis Nachmittag
Zeit habe, fragte sie nach einem minutenlangen Besinnen.

Allerdings sei es dringlich, meinte Brandolf, es müsse ein
Knopf an den Rock genäht werden, den er gerade heute
tragen wolle. Sie sah ihn halb an und war im Begriff,
die Tür zuzuschlagen, drehte sich aber nochmals und fragte,
ob sie den Knopf nicht ansehen könne? „Ohne Zweifel, wenn
Sie wollten die Güte haben“, sagte Brandolf, „er hängt
noch an einem Faden; das darf ich Ihnen nicht zumuten!“

„Aber eine halbe Stunde weit zu laufen?“ erwiderte
sie und ging ein kleines altes Nähtörbchen zu holen, in
welchem ein Nadelfissen und einige Knäulchen Zwirn lagen.
Brandolf brachte den Rock herbei, und die vornehme Wirtin
nähte mit spitzen Fingerchen den Knopf fest. Da sie mit
der Arbeit ein wenig ins hellere Licht stehen mußte, sah
Brandolf zum ersten Male etwas deutlicher einen Teil ihres
Gesichts, ein rundlich feines Kinn, einen kleinen, aber streng
geformten Mund, darüber eine etwas spitze Nase; die tief
auf die Arbeit gesenkten Augen verloren sich schon im
Schatten des Kopftuches. Was aber sichtbar blieb, war
von einer fast durchsichtigen weißen Farbe und mahnte an
einen Nonnenkopf in einem altdeutschen Bilde, zu welchem
eine etwas gefaltene und zugleich kummertgewohnte Frau
als Vorbild diente.

Für den ersten Tag war Brandolf nun zu Ende, und
so vergingen auch mehrere Wochen, ohne daß sich etwas er-
eignete, das ihm zum Einschreiten Ursache gegeben hätte.
Er mußte sich also aufs Abwarten, Beobachten und Er-
raten des Geheimnisses beschränken; denn ein solches war
offenbar vorhanden, obgleich die Frau hinsichtlich ihrer Bö-
sartigkeit verlästert wurde. Da fiel ihm nun zunächst auf,
daß der Teil der Wohnung, wo sie hauste, immer unzu-
gänglich und verschlossen blieb; es war auch nichts weiter
als eine Küche, ein einfenstriges schmales Zimmer und ein
kleines Kämmerchen. Dort mußte sie Tag und Nacht mutter-
seelenallein verweilen, da außer einem Bäckerjungen man
niemals einen Menschen zu ihr kommen hörte. Ein einziges
Mal konnte Brandolf einen Blick in die Küche werfen,
welche mit sauberem Geräte ausgestattet schien; aber kein
Zeichen bekundete, daß dort gefeuert und gekocht wurde.
Nie hörte er einen Ton des Schmorens oder ein Bräseln
des Holzes, oder ein Hacken von Fleisch und Gemüse, oder
den Gesang von gebratenen Würsten, oder auch nur von
armen Rittern, die in der heißen Butter lagen. Von was
nährte sich denn die Frau? Hier begann dem neugierigen
Mietmann ein Licht aufzugehen: wahrscheinlich von gar
nichts! Sie wird Hunger leiden — was brauch' ich so lange
nach der Quelle ihres Bedrusses zu forschen! Ein Stück
Elend, eine arme Baronin, die allein in der Welt steht,
wer weiß durch welches Schicksal!

Er genöth im Hause nichts als jeden Morgen einen
Milchkaffee mit ein paar frischen Semmeln, von denen er
jedoch meistens die eine liegen ließ. Da glaubte er denn eines
Tages zu bemerken; daß Frau Hedwig von Lohausen, als
sie das Geschirr wegholte, mit einer unbewachten Gier im
Auge auf den Teller blickte, ob eine Semmel übrig sei,
und mit einer unbezähmbaren Hast davoneilte. Das Auge
hatte förmlich geleuchtet wie ein Sterngefunkele. Brandolf
mußte sich an ein Fenster stellen, um seiner Gedanken Herr
zu werden. Was ist der Mensch, sagte er sich, was sind
Mann und Frau! Mit glühenden Augen müssen sie nach
Nahrung lechzen, gleich den Tieren der Wildnis!

Er hatte diesen Blick noch nie gesehen. Aber was für
ein schönes glänzendes Auge war es bei alledem gewesen!

Mit einer gewissen Grausamkeit setzte er nun seine
Beobachtung fort; er steckte das eine Mal die übrigbleibende
Semmel in die Tasche und nahm sie mit fort, das andere
Mal ließ er ein halbes Brötchen liegen, und das dritte
Mal alle beide, und stets glaubte er an dem Auf- und
Niederschlagen der Augen, an dem rascheren oder langsameren
Gang die nämliche Wirkung wahrzunehmen und überzeugte
sich endlich, daß die arme Frau kaum viel anderes genöth,
als was von seinem Frühstück übrig blieb, ein paar Schälchen
Milk und eine halbe oder ganze Semmel. (Fortsetzung folgt.)